

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 64 (1970)
Heft: 10

Artikel: Nichtkirche als Zukunft der Kirche? : "Jedermann sucht dich" (Mt. 1, 38)
Autor: Blanke, Huldrych
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-141797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ren, und langsam wurde mir bekannt, dass auch bei der Verteilung von Bhoodan-Land weitgehend Korruption mitgespielt hatte, und das bei Führern und Geführten. Als ich dann einsah, dass ich ausserstande war, etwas zu ändern, trat ich aus.»

Wie ist also nun die Situation? Man muss einsehen, dass es keinen anderen Weg gibt als eine friedliche, gewaltlose Aktion, die alle Beteiligten, Landlose, Besitzer, Regierung und Parteien ins Spiel bringt. Aber wer wird sie zusammenbringen, und wie?

Jajaprakash Narajan versucht, eine Antwort darauf zu finden. Er hat beschlossen, sie jedem Dorf in Bihar vorzulegen. Sein Programm umfasst vier Punkte:

1. Verteilung von Land an die Landlosen
2. Reorganisation und Stärkung der Dorfgemeinschaften so, dass sie selbstversorgende Demokratien werden
3. Überleitung persönlichen Besitzes von Land in Gemeindebesitz
4. Gleiche Verteilung von Einkommen, Erzeugnis und Arbeit auf alle, um die Dörfer zu einer Einheit zusammenwachsen zu lassen, die ihre Entwicklung selbst in die Hand nimmt.

Jajaprakash Narajan hat schon acht Wochen in seinem Gebiet gearbeitet, Land verteilt und Dorfgemeinschaften in 30 Dörfern eingerichtet. Wie lange wird es bei diesem Tempo dauern, bis die 60 000 Dörfer Bihars bedacht worden sind oder die 500 000 ganz Indiens? Wird J. N. viele Helfer und willige Unterstützung finden? Ist da keine Hoffnung, Hunderte und Tausende gleichzeitig einzusetzen, so dass die Entwicklung beschleunigt werden kann?

Das sind die Hauptfragen, die sich Gandhis Anhänger heute stellen.

Peace News 18.9.70

(Übersetzt v. K. Struve)

Nichtkirche als Zukunft der Kirche?

«Jedermann sucht dich» (Mt. 1, 38)

Es gab zur Zeit und im Lande Jesu zweierlei Wartende: «die drinnen» und «die draussen». «Die drinnen», die Pharisäer und Schriftgelehrten, befanden sich allerdings kaum noch im Stande des Wartens. Sie wussten schon alles. Sie hatten ihn schon, den Messias; sie hatten sein Bild: einer der Ihren wird er sein, ein Mann der Synagoge. Und sie wussten, welches Bild er sich von den Seinen machen würde: das Bild des Pharisäers und Schriftgelehrten, und sie verachteten «die draussen», die diesem Bild nicht entsprachen, Zöllner, Sünder, Samariter und Heiden, denen das Gesetz zu schwer war.

«Die draussen» warteten. Es war, in der Einsicht der eigenen

Unheiligkeit, verzweifelt es Warten, Warten aus der Ferne – Zachäus, der Hauptmann von Kapernaum –, aber ein Warten, das etwas erwartet: Heilung, Heil, einen Heiland.

Es war die Erwartung wider besseres Wissen, die Erfüllung gefunden hat. Ja, Jesus ging auch in die Synagoge, er stieg hinauf zum Tempel, aber ihre Hüter wollten ihn nicht haben. Es war nicht der Erwartete; er war kein Herr, er war ein Knecht und hielt es mit den Knechten, unter denen er geboren war. Nicht genug: er wollte, dass die Frommen um der Unfrommen willen ihr Gesetz vergässen. Und das war unverzeihlich.

Der paradigmatische Charakter der Zeit Jesu muss uns Heutigen ins Auge fallen. «Sie ähneln sich . . . oft aufs Haar, die Letzten der Gerechten in Israels Synagogen und die Letzten der Getreuen im kirchlichen Gemeindекern» (Werner Jetter). Dass eine Kirche, die auf dem Evangelium gegründet, sich immer neu der Zukunft des evangelischen Christus öffnen sollte, ist bei ihren altgedienten, treuen Seelen weitgehend in Vergessenheit geraten. Alles ist, so wie es ist, von ihm so gewollt: die «heilige» Lehre, das «heilige» Brauchtum, die «heilige» Ordnung. Er war ein Mann der Kirche, und mit Überzeugung kann man bekennen: «Wir haben Christus zum Vater» (vgl. Mt. 3, 9), mit Überzeugung jene verurteilen, denen der kirchliche Christus nichts zu sagen hat: die «destruktiven Literaten», die «unreifen Protestler», die samt und sonders «bolschewistischen» Marxisten.

Zahlreich seien die Atheisten, in deren Gesichtern «eine adventistische Sehnsucht» zu erkennen sei, sagt demgegenüber der Christ und Schriftsteller Heinrich Böll, und das Zeugnis der modernen Literatur, die mir eine Anwältin des modernen Menschen zu sein scheint, bestätigt seine Erfahrung. Moderne Literatur ist Literatur im Advent. Wir nennen hier drei Autoren, die für viele stehen müssen: Samuel Beckett, Wolfgang Hildesheimer und Eugène Ionesco. Der Abgrund, den sie als Erfahrung des Absurden definieren, ist keine endgültige, nur eine vorläufige Station auf der Flucht vor den überlebten Autoritäten. Der Versuch, sich aus der Tiefe emporzuarbeiten, «auf die andere Seite hinüberzugelangen, wird, trotz allen Rückfällen in den Nihilismus, bei aller Verzweiflung, immer neu unternommen. In *Samuel Becketts* bekanntem Stück «Warten auf Godot» stehen zwei Landstreicher am Strassenrand. Sie warten, als wären sie verabredet, auf den geheimnisvollen Herrn Godot, der sein Kommen ständig ankündigt, aber immer wieder verschiebt. Die Zeit wird lang; sie vertreiben sie mit Geschwätz und warten. Sie warten vergeblich. «Nur der Baum lebt», sagt Wladimir, einen Baum betrachtend. Etwas später: «Morgen hängen wir uns auf. – Es sei denn, dass Godot käme.» Estragon fragt: «Und wenn er kommt?» Wladimir antwortet: «Sind wir gerettet.» – Die Frage Wladimirs und Estragons, die Frage nach dem Heil, bewegt Becketts ganzes Werk. Molloy, im ersten Roman der Trilogie «Molloy», «Malone stirbt», «Der Namenlose», will in seinen Ursprung zurück,

will heimkehren aus der Verbannung. Aber seine Wanderung, deren Stationen oft und deutlich an jene der Passionsgeschichte und der Odyssee erinnern, ist von hoffnungsloser Mühsal. Schliesslich kriecht er auf allen Vieren durch einen Wald. Endlich, nach Jahr und Tag, gelangt er an sein Ende. Er sieht im Licht eine riesige Ebene. «Und als meine Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, glaubte ich die Zinnen und Glockentürme einer Stadt zu erkennen, die sich schwach am Horizont abzeichnete, doch natürlich liess nichts daran mich vermuten, dass es wirklich eine Stadt war.» Unbeweglich geworden blickt Molloy dorthin. Er kann nicht mehr weiter. Die Heimkehr war vergeblich. – Becketts Romantrilogie ist ein immer neu, immer radikaler unternommener Versuch, zu sagen, wer der Mensch eigentlich sei; aber die Anstrengung ist aussichtslos. Jeder Anlauf scheitert. Es gibt keinen Sinn für den Menschen. Dank ihm werde das Fragen nun endgültig vorbei sein, sagt der «Namenlose» schliesslich. «Sie werden gehen, einer nach dem andern, oder sie werden fallen, sie werden sich fallen lassen, da, wo sie sind, sie werden sich nicht mehr rühren, dank mir . . ., und das Schweigen wird auf uns alle herabsinken und sich legen, wie der Sandstaub nach dem Massaker in der Arena.» Doch des «Namenlosen» letztes Wort ist nicht Becketts letztes Wort. Den Autor des «Namenlosen» hat das Verhängnis, so sehr er seinem Sog ausgesetzt ist, noch nicht ergriffen. «Er muss weitermachen. Denn schweigen kann nur, wer in seine Identität gelangt ist», stellt Dieter Wellershof in einer Beckett-Analyse fest (und bestätigt damit eine These Paul Tillichs). «Erst wenn das Denken die Wirklichkeit erreicht hat, wird es zu Ende sein. Der Anspruch auf Wahrheit wird um so dringender, je deutlicher er als unerfüllbar erscheint. . . . Die paradoxe Verstrickung kann nur durchschlagen werden durch ein Evidenzerlebnis, das Beckett, indem er es verweigert, provoziert.»

Das Leiden am Nichts ist auch das Thema des Œuvres von *Wolfgang Hildesheimer*. Wir erwähnen hier den Roman «Tynset». «Tynset», dieser innere Monolog eines Verzweifelten, eines verzweifelt immer noch Hoffenden, ist das Protokoll einer schlaflosen Nacht – einer von vielen. Der Erzähler, Jude, hat einer gefährlichen Versuchung nicht widerstanden. Er hat Hoffnung in den neuen Staat gesetzt. Er ist, als der Krieg zu Ende war, zurückgekommen, aber das Misstrauen des einmal Betrogenen war nicht ganz überwunden; er hat, um sich der Liebe des wiedergefundenen Vaterlands zu versichern, mit Hilfe des Telefons anonyme Proben aufs Exempel gemacht – und ist auf den Mörder im Nachbarn gestossen: ein paar aus der Luft gegriffene, provokative Anspielungen, unbewältigte Vergangenheit betreffend, vermögen das aus dem Schlaf geweckte Gegenüber in Entsetzen zu versetzen oder in Rage zu bringen: «Warte nur! Bald sind wir wieder da! Dann geht es euch an den Kragen!» Und ähnliche Erfahrungen gab es auch ungerufen. Sie zwangen den Heimgekehrten neuerdings zur Flucht, fort von den falschen Freunden in ein entlegenes Tal, an

einen vergessenen Ort. Dort lebt er nun, endgültig verwaist, allein in einem grossen, hallenden Palazzo; nicht ganz allein: Celestina, die Haushälterin, ist da – und ist nicht da: sie ist, wie schon ihr Name sagt, religiös, ist deshalb als Mensch für die Menschen verloren. Da liegt er nun, allein in seinem grossen Bett, von seinen Schrecken verfolgt, und sucht den Schlaf und gaukelt sich Geschichten vor, die ihn ablenken sollen, und sinnt, und horcht; und hie und da, während der langen Nacht, hört er den Hahn auf dem Nachbarhof krähen, und manchmal, wenn der Wind aus Südosten kommt, hört er noch einen zweiten, entfernten, der dem ersten antwortet. «. . . und oft denke ich, dass die beiden Hähne vielleicht gar nichts miteinander zu tun haben, einander gar nicht hören, einzig ich, der ich sie beide höre, sei das stumme, passive Bindeglied zwischen zwei Kreaturen, die der Einsamkeit zäher nächtlicher Zeit ausgesetzt sind, und eine jede krähe für sich, in ihrem eigenen toten, dunklen Raum, und jeder Raum sei durch die Dichte der Dunkelheit vom ändern getrennt. . .» Die Einsamkeit gebiert eine Fata Morgana: Tynset, des Schlaflosen letzte, «grössere Hoffnung». Absichtslos greift er nach einem Buch auf dem Nachttisch und bekommt – Überbleibsel seiner Fluchten – das Kursbuch der norwegischen Staatsbahnen in die Hand. Absichtslos blättern findet er: Tynset. «Tynset. Das klingt nach.» Tynset, der völlig unbekannt, der reine Ort, wird zum «Ort der Erfüllung», zum «einzig möglichen Ziel», zum «Ankerplatz in einem Meer von Irrtum». Nach Tynset! In Tynset wohnt ein Mensch! Ein Lehrer, «der, besonders nachts, unter der Rückständigkeit seiner Heimat leidet und die Möglichkeiten einer Volkshochschule zu errechnen versucht. . . versuche ich es mit ihm, irgendeine Verwandtschaft sollte ich herstellen mit einem Bewohner von Tynset, irgendeine. Nehme ich den Lehrer, meinen Freund. . .» Aber Schnee fällt über Nacht und verhindert die ohnehin nicht beschlossene Reise aus dem abgeschlossenen Tal. Ein neuer hoffnungsloser Tag beginnt, ein Tag des Todes. Es läutet Morgen; dann läutet es Tod. Es ist die kleine Glocke, die bimmelt, «Stella Mariae»: ein Kind ist gestorben; kurz bimmelt sie: ein armes Kind. Sie verhilft dem Bettlägerigen zu einem Entschluss: er wird dem namenlosen Bauernkind das letzte Geleite geben. Er wird sich der kleinen Gemeinde anschliessen, wird sich den Armen eingliedern und mit ihnen, unter den schwarzen Regenschirmen, zum kleinen Friedhof hinaufziehen. – Aber auch dieser letzte Vorsatz ist vergeblich gefasst. Alle Kraft ist erschöpft. der Verstossene bleibt liegen in seinem Bett, seinem «Grab». – «Heikel Messianisches» sieht Hilde Domin schon in diesem Roman angelegt. Es dürfte in Hildesheimers nächstem, «Masante», zum Durchbruch kommen.

Eugène Ionesco hat seiner «tragischen Farce» «Die Stühle» das folgende Wort vorangestellt: «Die Welt erscheint mir mitunter leer von Begriffen und das Wirkliche unwirklich. Dieses Gefühl der Unwirklichkeit, die Suche nach einer wesentlichen, vergessenen, unbenannten

Realität, *ausserhalb derselben ich nicht zu sein glaube*, wollte ich ausdrücken – mittels meiner Gestalten, die im Unzusammenhängenden umherirren und die nichts ihr eigen nennen, ausser ihrer Angst, ihrer Reue, ihrem Versagen, der Leere ihres Lebens.» Dies ist Ionescos Thema, nicht nur der «Stühle», sondern seiner Stücke überhaupt, denen neuerdings, zum Beispiel in «Hunger und Durst», die Farce völlig verlorenging und allein die Tragik blieb. Es hat sich in Ionescos letzter Veröffentlichung, seinem «Tagebuch», zum Bekenntnis zuge-spitzt. Der Autor selbst tritt aus den Kulissen seines Theaters und bekennt sich als den, der bei Tag und Nacht, im Wachen und im Traum von antwortlosen Fragen umgetrieben und gefangengehalten wird.

«Ich habe immer versucht, zu leben, doch ich bin am Leben vorbeigegangen. Ich glaube, das ist etwas, was die meisten Menschen empfinden . . . Ich bin in einem Alter, da man in einem Jahr um zehn Jahre altert, da eine Stunde nur wenige Minuten dauert, und da man die Viertelstunden nicht einmal mehr wahrnimmt. Und trotzdem laufe ich noch immer dem Leben nach in der Hoffnung, es im letzten Augenblick einzuholen, so, wie man auf das Trittbrett eines Wagens springt, wenn der Zug schon losfährt. . . . Ich habe nie vergessen, ich habe die Kindheit nie wiedergefunden. Ausser der Kindheit gibt es nur die Gnade, die uns darüber hinwegtrösten kann, dass wir existieren, oder die uns die Fülle, den Himmel auf Erden und im Herzen zu geben vermag. . . . Wie könnte man ohne die Gnade leben? Oder aber, wenn es die Gnade nicht gibt, dann muss es ein Vergessen geben, um leben zu können.»

Emil Staiger glaubt im «Abgrund» das letzte Thema der modernen Literatur zu erkennen. Ich möchte behaupten, es sei nicht einmal das vorletzte. Das vorletzte sei die Erwartung, als letztes aber erkenne ein vorurteilsloser Leser immer deutlicher *das Wort der Liebe*, ja, das fleischgewordene Wort der Liebe selbst. *Albert Camus*, der uns in Meursault («Der Fremde») den Menschen gezeigt hat, der der Herrschaft des Absurden erliegt, zeigt uns in Rieux, dem Arzt («Die Pest»), sein Gegenbild, der es besiegt. Er schafft es zwar nicht aus der Welt, er schafft keine neue Welt, aber er tut an seinem Ort, im pestgeschlagenen Oran, was einem Menschen möglich ist, und annulliert es so, in jedem Augenblick, aufs neue. Rieux, eine der bleibenden Gestalten der modernen Literatur, ist repräsentative Gestalt; sein Zeugnis, das Zeugnis der Humanität, wird immer eindeutiger, eindringlicher und einstimmiger formuliert. Und es bleibt nicht dabei. Es wird konkretisiert: Christus selbst tritt auf den Plan, der Menschensohn aus Nazareth. Vor allem erscheint er immer wieder in der Literatur der Jüngsten. Der Provo-Dichter *Cara Kooscha* nennt Christus seinen «Genossen» und bekennt: «schade, dass du nicht in unseren

/zeiten lebst/die chance/zu überleben ist gross.» Der Beatnik-Autor *Lawrence Ferlinghetti* beschreibt zwar (in seinem Gedicht «Christus kletterte herab») Christi Flucht aus dieser Zeit der «wurzellosen

Christbäume», aber er beschreibt auch seine Zuflucht im Schoss «irgendeiner anonymen Maria». Und hier, in der schwangeren Frau, erwartet er seine zweite Niederkunft, «die verrückteste aller Niederkünfte». «Christus ist für mich der Outsider, der ‚Langhaarige‘, der Rebell», sagt der Basler *Christoph Mangold*, «die Verkörperung dessen, der sich in keine menschliche Ordnung einfügen lässt . . .; er ist illegitim, ein Ketzer, ein Pazifist. Ich sehe zwischen ‚Christentum‘ und ‚Christus‘ nur eine verbale Übereinstimmung.» Aber nicht erst die jüngste Literatur hat Christus wiederentdeckt – die Zeugnisse liessen sich vermehren –, er kommt in der jungen Literatur überhaupt in erstaunlichem Masse – wenn auch in verborgener Weise – zur Sprache, bei Böll, Dürrenmatt, Faulkner etwa, nicht zuletzt in der marxistisch geprägten. Die Geschichte des jungen spanischen Bauern Paco zum Beispiel, die uns *Ramon José Sender*, ein Exilspanier, in seinem «Requiem für einen spanischen Landsmann» erzählt, vollzieht sich nach dem tödlichen Gesetz des Weges Christi, wie viele Zeichen bedeuten: das Schweisstuch des um der Gerechtigkeit willen Verfolgten verfängt sich in den Dornen am Weg, ein Zenturio bringt ihn zu Tode, sein Fohlen, das verloren durch die Gassen, über den Platz irrt, sich schliesslich sogar in die Kirche verirrt, wird vom Messbuben mit einem Esel verwechselt; Mosen Millan, der Priester, vereinigt in sich die Züge des Pharisäers und Judas; befangen in seinem zur Ideologie erstarrten Glauben, der «die Minze, den Anis, den Kümmel verzehnet», aber die Barmherzigkeit ausser acht lässt (Mt. 23, 23), gefangen in der nützlichen Verbindung zu den Anhängern des Thrones im Dorf, wird er zum Verräter des jungen Mannes, der, ein Stellvertreter, Christi, sich berufen sah, für die Armen in den Höhlen einzutreten. Auch bei *Bert Brecht*, der, wie Ernst Bloch überliefert, die Bibel als seine Lieblingslektüre bezeichnete, begegnen wir Gestalten, hinter denen unzweifelhaft die figura Christi steht. Denken wir an Johanna Dark, die «heilige Johanna der Schlachthöfe», die Chicagos Arbeitslosen und Ausgebeuteten Schwester werden will, an den «guten Menschen von Sezuan», Shen Te, die von den Armen «der Engel der Vorstädte» genannt wird, an die schlichte Magd Grusche (im «Kaukasischen Kreidekreis»), die der «Verführung zur Güte» erliegt und sich des verlassenen Kindes der Gouverneursfrau annimmt, an die stumme Katrin (in «Mutter Courage»), die sich für die schlafende Stadt Halle aufopfert. Zwar übt Brecht im gleichen Zusammenhang sarkastische Kritik an der christlichen Caritas; er bezeichnet sie als Oberflächenbehandlung, die nichts verändert, nur vertuscht, und fordert Umwälzung der Verhältnisse. Aber ist dies Kritik an Christus? – nicht vielmehr – zwar unbewusste – Kritik im Sinne Christi an der kirchlichen Auslegung der Nächstenliebe? Denn Christi Liebe war mehr als jene der Johanna: sie war auf Weltveränderung gerichtet. – «Die werden es sehen, denen von ihm noch nichts verkündet ward, und die verstehen, die noch nichts vernommen haben.» Dieses Paulus-Wort

Röm. 10, 20), das bei Jesus, Mt. 21, 28–32, sein Vorwort hat, hat Heinrich Böll als Motto über seinen Roman «Ansichten eines Clowns» gesetzt.

An einem andern Ort vergleicht Böll die jungen Christen unserer Zeit mit den drei Weisen aus dem Morgenland, die «als Ungetaufte Christus anbeteten, ungetauft wieder davonzogen»; das heisst: sie bleiben Ausgeschlossene. Weder jene, die zu Christus unterwegs sind, noch jene, die schon mit ihm unterwegs sind, erwarten etwas von Christi offizieller Repräsentantin. Warum schliessen sie sich aus? Was ist es, das sie ausschliesst? Es ist das kirchliche Gesetz, das kirchliche Wenn und Aber; so erfahren wir bei Autoren, die vom kirchlichen Christentum herkommen und denen deshalb die Frage überhaupt zum Problem werden konnte. *Heinrich Böll* hat diese Gründe, wie mir scheint, am eindeutigsten formuliert, in Essay und Erzählung. «Die Frage ist, ob man autoritär Glauben erwarten, verordnen, lehren kann. Im Dubliner Tagebuch des Bruders von James Joyce, Stanislaus Joyce, gibt es eine bezeichnende Stelle, wo dem Jungen in der Schule gesagt wird, das und das sei die Lehre der Kirche, ‚und das hast du gefälligst zu glauben‘. Zum Glück ist die Zeit – leider noch nicht überall in der Welt – vorbei, in der auf diese Weise Glauben verbreitet worden ist. Der Klerus der lehrenden Kirche hat sich einfach mit der Tatsache abzufinden, dass sekundäre Lehren, Anweisungen, Vorschriften heute nicht mehr so einfach unkontrolliert hingenommen werden.» Schnier, in Bölls «Ansichten eines Clowns», ist mehr als ein Clown: er hat die Züge eines Narren in Christo. Ein Protestant, der «in keiner Kirche steuerpflichtig ist», widersetzt er sich aus Überzeugung der kirchlichen «Domestizierungspraxis». Es ist ihm unbegreiflich, warum er seine Verbindung mit der katholischen Marie Derkum kirchlich sanktionieren lassen soll. Liebe, meint Schnier, kann nicht durch Verträge festgelegt werden. Prälat Sommerwild jedoch, das Haupt des «katholischen Klüngels», ein gewandter Prediger von «halbseidenem Zeugs», sieht sich berufen, einzugreifen. Der «metaphysische Schrecken», den er Marie einzujagen versteht, vermag die beiden schliesslich zu trennen. Marie findet in die Arme eines katholischen Bürgers und zurück in den Schoss der Kirche, Schnier verkommt alt Strassensänger auf der Bahnhofstreppe. Denn Ordnung muss sein: kein Heil ausserhalb der Kirche, kein Heil ohne das kirchliche Gesetz! – Bölls Protest ist, wie jener des rebellischen Priesters James Kanavaugh, «Protest aus Liebe». Besonders eindrücklich kommt er in seinen beiden jüngsten Hörspielen, «Hausfriedensbruch» und «Aussatz», zu Wort. In beiden zerbrechen Menschen am kirchlichen Gesetz, das Unmenschliches von ihnen fordert. In «Hausfriedensbruch» ist es die Mischehengesetzgebung, die zwei Liebende auseinander und in unerfüllte Ehen treibt, in «Aussatz» die Forderung des Zölibats, die einen jungen Priester, der nicht der Mutter Kirche und einem Mädchen die Treue halten darf, zum Selbstmord führt. «Es geht nicht um Menschen, sondern um Grundsätze», heisst es in «Hausfriedensbruch». Es geht der Kirche,

betont Böll wieder und wieder, neuerdings mit schneidender Schärfe, ums «Sekundäre», statt ums Wesentliche, das Gebot der Liebe.

Es wäre nun aber sicher ein Missverständnis, zu meinen, das alles betreffe den Katholizismus – bei uns Protestanten sei ja nach wie vor das Primäre im Regiment. Der Berner *Ernst Eggimann*, der vor allem mit seiner Gedichtsammlung «psalmen» sich als einer der ersten unter den zeitgenössischen Schweizer Lyrikern vorgestellt hat, hat in seinen «evangelischen kalendersprüchen» unser «Sekundäres» treffend gezeichnet, nämlich das Gesetz unseres Gottesdienstes. «Schliesslich muss jeden Sonntag Predigt sein», lesen wir. Als ein «pappappappapp» wird die Predigt charakterisiert, als ein «lapplapplappp» das Verhalten der Gemeinde und dem Predigtbesucher geraten: «wenn du gott suchst . . . findest du ihn vielleicht/wenn du nicht mitsingst und/dem stoppelbärtigen nachbarn zuschaust.» Auch Eggimann hat seine Gedanken in Essays definiert. «Bin ich ein schlechter Christ», sagt er, «wenn es mir im Gottesdienst unmöglich wird? . . . Ich komme mir vor wie ein Heuchler: nicht die Texte wirken unecht, die ganze Zeremonie ist es . . . Es muss etwas geschehen. Es genügt nicht, moderne Kirchen aufzustellen, auch der Gottesdienst muss zeitgemäss werden. Könnte nicht zum Beispiel in Bern eine dieser neuen Kirchen als Stätte für Gottesdienstexperimente bezeichnet werden? Vorläufig nur eine. Die andern dürften weiterbimmeln im alten Ton. Experimente mit dem Gottesdienst! Warum eigentlich nicht? Der Tempelvorhang ist zerrissen. Für uns Protestanten gibt es keine heiligen Räume und heiligen Handlungen. Überall wo Christen zusammenkommen und sich gemeinsam auf das Wort besinnen, in dieser Welt, zur Veränderung dieser Welt, ist Gottesdienst . . . Ich könnte mir vorstellen, dass es einige Pfarrer gibt, die glücklich wären, wenn in ihrem Gottesdienst endlich der Ruf nach Diskussion ertönen würde . . . Vielleicht ist das der Hauptgrund, warum mich viele Predigten langweilen: sie schliessen schon in ihrem Ton jede Diskussion aus.»

Ich möchte dieser Charakteristik protestantischer Gesetzlichkeit nun noch einen Extremfall hinzufügen, um zu zeigen, dass auch sie sich durchaus zur Unmenschlichkeit auswachsen kann. Es ist keine von einem Literaten erfundene Geschichte, aber eine nicht erfundene über einen Literaten, geschehen im Jahre des Herrn 1969. – Nach Jahren der Flucht und des Umgetriebenseins, der er als Jude ausgesetzt war, hat Wolfgang Hildesheimer in einer mittelgrossen Bündner Gemeinde seine Bleibe gefunden. Sein Lebensschicksal spiegelt sich in seinem Werk, einem Werk der Verzweiflung und verzweifelter Hoffnung; wir erwähnten den Roman «Tynset».

Doch im Gegensatz zum Schlaflosen in seinem Roman hat der Autor begonnen, am neuen Ort Wurzel zu schlagen. Er hat Freunde gefunden. Einer unter ihnen ist Not, der Grenzwächter. Not bittet Wolf, bei der Taufe seines vierten Kindes Pate zu sein. Wolf würde den Wunsch gern erfüllen, aber er hat Bedenken: er ist konfessionslos;

er gehört – im Gegensatz zu seiner Frau – der protestantischen Kirche nicht an. Not, argloses Mitglied der Kirchenpflege, glaubt die Bedenken ohne weiteres zerstreuen zu können. Das wäre noch schöner. Ich kenne dich. Wenn du kein Christ bist, weiss ich auch nicht, wer ein Christ ist. So lässt sich Wolfgang Hildesheimer schliesslich mit offener Freude überreden. Aber Not hat die Rechnung ohne den Pfarrer gemacht. Dieser *hat* Bedenken. Hildesheimer, dessen Werk er zwar nur flüchtig kennt – doch ist es ihm schon auf Grund kurzer Einblicke fragwürdig geworden –, gehört keiner christlichen Kirche an, kann also bei der Taufe kein christliches Bekenntnis ablegen. – Not, ein Grenzwächter, der Grenzen öffnen will, muss den keineswegs etwa bejahrten Seelsorger ein zweites, ein drittes Mal besuchen. In stundenlanger Bemühung hat er, der theologische und literarische Laie, sich ein paar Argumente zurechtgelegt. Ja, Hildesheimer gehöre keiner Kirche an. Aber es sei auffallend, wie sehr gerade er sich in seinem Werk immer neu, fast hartnäckig mit der Kirche auseinandersetze. Sie mache dabei allerdings keine gute Figur, aber das sei zu begreifen. Was Hildesheimer als Flüchtling, dann als Übersetzer in den Nürnberger Prozessen unter dem Namen der Kirche begegnet sei, sei auf katholischer wie auf protestantischer Seite eine Anpasserin, ja Mitläuferin gewesen, die ihre Augen vor dem Elend der Verfolgten verschloss, niemals die Gemeinschaft der Liebe, die er im Grund ersehne. Hildesheimers Kirchenkritik enthalte, bei aller Enttäuschung, eine Erwartung, die die Kirche in ihrem wahren Wesen suche. Er sei nach wie vor, zwar in erschütterter Hoffnung, unterwegs zur Gemeinde. – Das sei alles schön und gut, wiederholte der Pfarrer, aber die Taufe sei und bleibe ein Bekenntnisakt, das sei nun einmal nicht zu ändern usw. – Ob das Gebot der Liebe, das Jesus als erstes Gebot gegeben habe, nicht in einem *solchen* Fall alle andern Gebote ausser Kraft setzen müsse?, fragte Not. Ob nicht, im Namen der Liebe, eine Taufformel gefunden werden könnte, ja müsste – im Sinne eines christlich geprägten Humanismus etwa –, zu der Hildesheimer sich ohne weiteres bekennen könnte? Im übrigen glaube er, Not, auf Grund seiner Freundschaft, dass Hildesheimer mehr von Christus begriffen habe als mancher steuerzahlende Kirchenchrist, der zur Taufe ohne Bedenken zugelassen würde. Dort, nicht hier, werde die Taufe zur Farce. Hier aber könnte sie wieder einmal, abseits von ihrem gesetzlich verankerten Sinn, zu einem Geschehen im Sinne Christi werden, indem sie einem verzweifelt die Gemeinschaft Suchenden die Hand der Gemeinschaft böte. – Kurz, dieser Vater und Freund hat sein möglichstes getan, aber es hat alles nichts genützt. Dass auch die Kirchenpflege des Pfarrers Standpunkt billigte und lobte, hat Wolfgang Hildesheimer besonders schwer genommen. Er fühlte sich neuerdings verfemt, ja verfolgt. Vielleicht nicht ganz zu Unrecht vermutete er, Antisemitismus sei im Spiel. In schwerer nervlicher Krise wollte er die Koffer packen und weiterziehen. Wenn es nicht geschehen ist,

dann wohl nur darum, weil er, abseits der offiziellen christlichen Gemeinde, eine Gemeinde von Menschen gefunden hat, die ihn angenommen und aufgenommen hat. Wie der evangelische Christus in die Synagoge ging, so möchte er auch heute in die Kirche kommen. Er, der den Vorhang im Tempel beseitigt, das «vordere Zelt» abgeschafft und den Weg zum «Allerheiligsten» für alle wieder aufgetan hat (Mt. 27, 51, Hebr. 9, 1–12), möchte erst recht die Gemeinde des neuen Bundes entsiegeln und entriegeln, denn sie ist *seine* Gemeinde und als solche ganz eigentlich berufen, Lebensquell der Welt zu sein.

(Schluss folgt)

Tagt es endlich unter den Theologen?

Die Schweizer Presse brachte anfangs September die interessante Notiz, dass die Rekrutierung der reformierten Feldprediger 1969 Schwierigkeiten bereitete. «Oft ist eine ‚geringe Bereitschaft‘ anzutreffen ein Feldpredigeramt zu übernehmen.»

Wenn kirchliche Stellen über dieser Feststellung seufzen mögen, so ist andererseits zu hoffen, dass dieser Trend anhält, bis es dazu kommt, dass sich kaum mehr ein reformierter Theologe finden lässt, der sich für ein Feldpredigeramt zur Verfügung stellt. Es ist allerdings allmählich Zeit geworden dafür, dass sich auch Theologen bewusst werden, was sie tun, wenn sie zeitweilig den Talar des Predigers mit dem mit Hauptmannstressen gezierten Soldatenrock auswechseln.

Brauchte es dazu den Anstoss durch den Aufbruch der Opposition in der Studentenschaft gegen das Establishment und die Selbstverständlichkeit bürgerlicher Ruhe und Ordnung? Hätten es die Theologen nicht schon längst wissen können, dass sich Marsdienst mit christlichem Bruderdienst nicht verträgt? Hätten sie nach den Erfahrungen von zwei Weltkriegen in einem Menschenleben und ihre barbarisierenden Auswirkungen auf die Lebensart der gesamten Menschheit nicht erkennen können, dass die Dienste und Werke des heiligen Geistes in krassestem Gegensatz zu dem Geist nationalistischen und imperialistischen Machtstrebens steht, der, vereint mit kapitalistischer wirtschaftlicher Ausbeutung des zivilisatorisch und sozial Schwächeren, die Armeen als Werkzeuge seines menschenverderbenden Wirkens braucht? Wie kann ein Nachfolger Jesu sich dazu hingeben, die Absichten und Taten solcher Gegebenheiten christlich zu verbrämen und damit zugleich das Ernstgenommenwerden seiner Botschaft von der erlösenden Gottesliebe in Jesus in Frage stellen zu lassen?

Ich höre schon den Einwand gegen meine Hinweise: Es gehe doch beim Feldpredigeramt nicht um das Segnen der Armee und ihrer Taten und der dahinterstehenden Absichten der herrschenden Kreise in bezug auf die Intentionen ihres inneren und äusseren politischen Handelns, sondern es ginge doch darum, dem Menschen im Soldaten